

Podzer Tageblatt

Abonnementspreis für Podz:

jährlich 8 Nbl., halbjährlich 4 Nbl., vierteljährlich 2 Nbl.

Für Auswärtige mit Postverendung:

jährlich 9 Nbl. 20 Kop., halbjährlich 4 Nbl. 65 Kop., vierteljährlich 2 Nbl. 35 Kop.

Preis eines Exemplars 6 Kop.

Erscheint 6 Mal wöchentlich.

Redaktion und Expedition: Ringplatz 6.

Manuskripte werden nicht zurückgestellt.

Insertionsgebühr:

für die Petitzeile oder deren Raum 6 Kop., für Anzeigen 10 Kop.

Im Auslande übernehme Insertionsaufträge sämtliche Annoncen-Bureaus.

Zu Warschau: Rajchman & Frenkler, Senatorska 22.
Zu Lodz: Petrofowskaftraße 515.

Zur Geschichte der Juden.

(Schluß.)

Die Geschichte seines Volkes berührt der Verfasser hier nur nebenbei, speziell und ausführlich behandelte er sie in dem obengenannten Werke, dem er den bezeichnenden Titel „Thranenthal“ gab, denn ein solches war das Mittelalter seinen Glaubensgenossen. Die Juden haben unter der Herrschaft viel erduldet, aber der Kampf derselben galt den Juden nicht als den Befennern des einzigen Gottes, sondern nur als einer der römischen Macht kraftvoll widerstrebenden selbstständigen Nation. Sobald diese gebrochen war, hörte der Kampf auf, waren die Juden römische Bürger geworden und ließen sich als solche in den verschiedenen Theilen des römischen Reiches dies- und jenseits der Pyrenäen, am Rhein und an der Donau völlig ungehindert nieder. Sie hatten sich in die neuen Wohnsitze nicht eingeschlichen, sondern kamen als vollgiltige römische Bürger. Sie erschienen anfangs mit ihren Sitten und ihrer Sprache fremdartig, aber allmählich haben sie sich mit den Eingeborenen assimilirt. Ihr Glaube an einen unsichtbaren Gott kam dem Heidenthum seltsam vor, aber letzteres war in religiöser Beziehung duldsam. Neben den vielen sichtbaren Göttern, die verehrt wurden, gönnte man auch dem unsichtbaren Gott einen Platz. Diese Duldsamkeit wuchs in dem Grade, als sich das Christenthum ausbreitete, denn die Juden in vielfacher Beziehung da und dort die Wege bahnten. Zwischen den Juden und den Eingeborenen gestaltete sich ein friedliches und freundliches Verhältnis, das nach und nach bei aller Glaubensverschiedenheit wohl auch zu einer nationalen Verschmelzung geführt hätte. Dieses Verhältnis wurde nicht seitens des Volkes, sondern seitens der Kirche getrübt, die darin eine Gefahr der

Beeinflussung des Glaubens erblickte. Das neue Rom war gegen die Juden weniger duldsam als das alte, obwohl es ihnen in seinem Glauben an einen Gott so nahe stand. Aber gerade diese nahe Beziehung hat dessen Feindschaft nur noch verschärft. Es suchte die Kluft zwischen Christenthum und Judenthum immer mehr zu erweitern und, anstatt der Berührungspunkte, die Gegenstände hervorzulehren.

Es wäre vergebliche Mühe, den Gründen nachzuforschen, warum die Juden im Mittelalter so unmenschliche Verfolgungen zu erdulden hatten. Wenn sie sich gleichwohl erhielten, so liegt der Grund darin, daß es an erleuchteten Männern nicht fehlte, welche den allgemeinen Glaubenshaß nicht theilten. Einer derselben war der von der Kirche für heilig gehaltene Abt Bernhard von Clairvaux. Er trat, als im zweiten Kreuzzuge das fanatisirte Volk über die Juden herfiel, für die letzteren, wie Maitre Joseph erzählt, mit den Worten in die Schranken: „Auf laßt uns gen Zion zum Grabe unseres Messias ziehen; aber hütet euch, mit den Juden anders als freundlich zu reden; denn wer sie antastet, der tastet den Augapfel Jesu an, da sie sein Fleisch und Blut sind.“

Diese Worte verhallten wirkungslos. Der Haß gegen die Juden wurde unablässig geschürt, das Vorurtheil gegen sie genährt. Man wies da und dort auf ihre Fehler hin; aber diese, wo sie wirklich bestanden, waren, man könnte sagen, künstlich erzeugt durch die unfähig drückende Lage, in die man die Juden versetzt hatte. Der Verfasser schildert diese Lage, die thörichten Beschuldigungen und Verdächtigungen der Juden in den düstersten Farben. Er beschreibt als Arzt gewissermaßen die Krankengeschichte seines Stammes und die tiefen Wunden, die demselben beigebracht wurden. Wenn ihm dabei das Blut in heftige Wallung geräth, so ist das wohl erklärlich. In der Gegenwart ist es der Würde

der Wissenschaft angemessen sine ira et studio die Thatfachen, und nur sie, reden zu lassen. Die leidenschaftliche Erregung in der geschichtlichen Darstellung ist nur geeignet, die Forschung zu beeinträchtigen und die Wahrheit zu trüben; aber unser Verfasser war von den Leiden, die er schildert, mitbetroffen. Man muß bei alledem seinen gemäßigten Ton anerkennen. Voller Bitterkeit gegen seine Gegner spricht er gleichwohl mit Verehrung von den Fürsten und mit Liebe von dem Volke, das er für die Ausschreitung Einzelner nicht verantwortlich macht. Sein Buch schließt er mit den Worten: „Möge es unserm Vater im Himmel gefallen, den Herzen des Königs, seines ganzen Volkes und aller Fürsten seines Reiches einzugeben, gegen Israel Gnade zu üben.“ Setzt man an Stelle der Gnade die Gerechtigkeit, so ist damit zugleich der Unterschied zwischen Vergangenheit und Gegenwart in der Stellung der Juden bezeichnet. (Augsb. Allg. Z.)

Inland.

St. Petersburg, 26. Dezember 1881 (7. Januar 1882). Gatschino, den 23. Dezember. Ihre Majestäten der Kaiser und die Kaiserin geruhten die im Palais zu Gatschino ausgestellten Erzeugnisse der Kaiserlichen Porzellan- und Glas-Manufaktur und der Zekaterinburger Steinschleiferei zu besichtigen. Die Fülle, Mannigfaltigkeit und der Reichthum der ausgestellten Gegenstände überraschten und entzückten das Auge. Die Ausstellung nimmt vier große Säle des Palais ein. Einige dieser Gegenstände sind für die Moskauer Ausstellung bestimmt. Besondere Aufmerksamkeit lenken auf sich zwei kobaltfarbene Vasen und zwei Theeservice —

Die Gräfin Cosel.

Historischer Roman von S. S. Krajschewski.

(Fortsetzung.)

Sie war in der That schon in dieser phantastischen Tracht, allein sie glich so gar nicht mehr jener Gräfin Cosel, welche einst, von Geschmeide und Diamanten strotzend, am Dresdener Hofe dem König von Dänemark die Honneurs gemacht hatte. Ihre Züge waren etwas strenger und härter geworden; die ein wenig gefurchte Stirne, der kleine Mund mit den auseinandergepreßten Lippen gaben ihr ein überaus ernstes, feierliches Aussehen.

Zaklita, der eine Weile auf der Schwelle stehen geblieben war, trat einen Schritt vor, allein, obgleich die Gräfin das Geräusch gehört haben mußte, rührte sie sich nicht und erhob die Augen nicht von ihrem Buche. Nach einer Weile indessen wendete sie den Blick wie zufällig nach der Thüre und schien höchlichst überrascht zu sein, den treuen Polen vor sich zu sehen.

„Bist Du es, Zaklita, oder ist es Dein Geist?“ fragte sie.

„Ihr treuer Diener, Gräfin, harret Eurer Befehle!“ antwortete Raimund leise.

„Also giebt es doch noch treue Menschen, und selbst ich, die Gefangene, habe noch über einen solchen zu gebieten?“

„Ueber mich, so lange ich leben werde!“ entgegnete der Pole.

„Wie war es Dir denn möglich, bis zu mir zu gelangen? Man läßt doch sonst Niemanden hier herein!“

Zaklita deutete auf seine Uniform. „Nach Befehl und Helm“, sagte er dann, „ist nun die Reihe an mich gekommen. Ich werde mich bemühen, die Sache klüger anzufassen, und vielleicht werde ich glücklicher sein als Sene!“

Mit schmerzlichem Lächeln und auf die vor ihr liegende Bibel deutend, antwortete die Gräfin: „Nein, nein, das glaube ich nicht. Unsere Schicksale sind insgesammt in diesem heiligen Buche vorgezeichnet, und Niemand ist im Stande, etwas daran zu ändern.“

„Und warum sollte es nicht geschrieben stehen, daß ich retten werde?“

„Weil ich auf eine ganz andere Weise befreit werden muß“, sagte sie kopfschüttelnd. „D, auch ich war früher mit sehenden Augen blind und unwissend, — heute sehe ich das mir bestimmte Los voraus, heute vermag ich im Buche der Zukunft zu lesen. . . . Es giebt keine Anhänglichkeit, keine Dankbarkeit auf dieser Erde, die Nothwendigkeit, die eiserne, unerbittliche, unerschütterliche Nothwendigkeit allein regiert die Welt und man muß sich ihren Befehlen unterwerfen, sie studiren und kennen zu lernen suchen. Alle Weisheit ist im Alten Testamente enthalten, man muß sie nur herauszufinden verstehen.“

Die ganz unerwartete Wendung, welche die Gräfin dem Gespräch gegeben, machte Zaklita verstummten; er wußte nicht, was er auf diese Worte erwidern sollte.

„Wirst Du hier bleiben?“ fragte sie wieder.

„Das weiß ich noch nicht, Madame, das hängt von Euch ab. Ich erwarte diesbezüglich Eure Befehle.“

Die Gräfin wandte sich wieder ihrer Bibel zu und blätterte hastig darin.

„Man muß das Orakel befragen“, sagte sie. „Warte ein wenig!“

Nun schloß sie das Buch, erhob die Augen gen

Himmel und murmelte etwas wie ein Gebet vor sich hin, dann öffnete sie die Bibel rasch wieder, blickte nach der rechten Seite oben und begann zu lesen:

„Und Josua sprach zu ihnen: Fürchtet Euch nicht und erschreckt nicht; seid getrost und unverzagt, denn also wird der Herr allen Euren Feinden thun, wider die Ihr streitet.“

Nun versank sie in tiefes Nachdenken.

„Ja, ja, ich verstehe“, sagte sie nach einer Weile. „Mit Dir werde ich stark sein, allein man darf jetzt noch nichts unternehmen und muß warten, bis die Stimme Gottes selbst uns ruft und den richtigen Augenblick bezeichnet. . . . Wie willst Du es anfangen, um hier bleiben zu können?“

Zaklita war durch die Szene mit dem biblischen Orakel ganz verwirrt geworden und stand nun sprachlos da.

Erst nach geraumer Weile vermochte er den Sinn der an ihn gestellten Frage zu erfassen und antwortete: „Auf diese oder jene Art werde ich es schon einzurichten wissen, daß mir dies möglich wird. Ich will trachten, daß man mich hier oder noch besser in dem Orte Stolpen beläßt. Hier wird mich Niemand vertreiben. Allein die andere Frage ist die: Soll ich Soldat bleiben oder den Dienst quittiren?“

„Wirf sie weit von Dir, diese entehrende Livree, dieses Sklavenkleid der Amalekiter!“ antwortete die Gräfin lebhaft. „Sie sind lauter Ungläubige, Heiden und Götzendiener, welche Sonne und Sterne anbeten!“

Da war sie schon wieder auf dem Gebiete, auf welches Raimund ihr nicht zu folgen vermochte.

„Ich werde nicht viel Zeit brauchen“, sagte er, „um mich frei zu machen, meine Charge zu verkaufen, das, was ich besitze, zusammenszuraffen und mich in Stol-

eines in japanischem Geschmack, türkisfarbig und durch die technischen Schwierigkeiten der Ausführung bemerkenswerth — das andere auf Lilagrund mit weißen Spitzen bemalt, durch seine außerordentliche Pracht ganz besonders hervorragend. Der Kaiser und die Kaiserin geruhten lange vor den besonders schönen Gegenständen zu verweilen, Bemerkungen zu machen und Befriedigung zu äußern wegen der gelungenen Ausführung und Neuheit der Gegenstände auf dem Gebiete der Porzellan- und Krystall-Fabrikation. Den besonderen Beifall Ihrer Majestäten fanden die für die Moskauer Ausstellung hergestellten Gegenstände. Außerdem geruhte Sr. Majestät die auf Porzellan ausgeführten Seezüge und Szenen aus dem Seeleben zu loben; ebenso war Seine Majestät sichtbar befreundet durch die Erzeugnisse aus durchsichtigem und mattem Krystall in allen Farben, in den mannigfaltigsten Zeichnungen und Formen. Die ausgestellten Gegenstände wurden Ihren Majestäten gezeigt und erklärt durch den Direktor der Porzellan-Fabrik, Wirklichen Staatsrath Gurjew und den Direktor der Glasfabrik Wirklichen Staatsrath Knipper.

Am 22. Dezember 1881 (3. Januar 1882) hatte in Zarsoje Eselo das Glück, sich Seiner Kaiserlichen Hoheit dem Großfürsten Wladimir Alexandrowitsch, Präsidenten der Kaiserlichen Akademie der Künste, vorzustellen — der Fabrikant russischer Majolika S. J. Masslennikow. Derselbe hatte die Ehre, Seiner Kaiserlichen Hoheit Proben seiner Arbeiten vorzustellen, als da sind: Vasen, Kacheln, Krüge und viele andere, darunter auch Luxusgegenstände. Mit besonderer Aufmerksamkeit betrachtete Sr. Hoheit diese Erzeugnisse der Masslennikow'schen Fabrik, die sich durch eine ganz ungewöhnliche Glasur in allen möglichen Farben und bemerkenswerthe Dauerhaftigkeit auszeichnen. Zahlreiche Gegenstände befaß Seine Hoheit zurückzulassen, um sie auch Ihrer Kaiserlichen Hoheit der Großfürstin Maria Pawlowna zeigen zu können.

Masslennikow fertigt nicht bloß Luxusgegenstände an, sondern auch alles das, wozu gegenwärtig in Europa Kacheln verwendet werden, als zur Bekleidung von Kirchen, Häusern, Zimmern, Wäandern in Kirchen, Deisen u. s. w. und zwar zu fabelhaft billigen Preisen. Die Erzeugnisse aus der Fabrik des Herrn Masslennikow befinden sich auch in der beständigen Ausstellung der Gesellschaft zur Förderung der Künste, Große Morskaja, im Hause der Gesellschaft.

Die Fahrwege über das Eis der Newa in Petersburg sind zwar überall abgesteckt und mit Abfahrten versehen, konnten aber an keiner Stelle eröffnet werden, weil auf dem Eise Wasser steht und die Wege bei der gelinden Witterung überhaupt nicht sehr zuverlässig sind. Der Wagenverkehr zwischen beiden Ufern bleibt also auf die Brücken beschränkt — eine Verkehrsbelästigung, wie wir sie zu Weihnachten schon lange nicht mehr erlebt haben. (S. P. B.)

Dem „St. Pet. S.“ ist folgende Zuschrift zur Veröffentlichung zugegangen:

Ihr Korrespondent, der in Ihrer Zeitung Nr. 328 nachzuweisen sich bemüht, daß der erhöhte Zoll auf importirte Fabrikate wesentlich nur den russischen Fabrikanten auf Kosten des Publikums bereichert hat, ist, wie mir scheint, mit der ökonomischen Lage der russischen Fabriken nicht zulänglich bekannt. Jeder Ihrer Leser, der Gelegenheit gehabt hat, die schwierigen Ver-

hältnisse näher kennen zu lernen, unter denen der russische Fabrikant zu arbeiten gezwungen ist, wird die Ueberzeugung gewonnen haben, daß der Zoll eben nur dem russischen Fabrikanten die Konkurrenz mit dem Auslande ermöglicht, soweit es nicht die Fabrikate für den Gebrauch des gemeinen Mannes betrifft.

Die russischen Fabriken arbeiten bis jetzt unter sehr viel ungünstigeren Verhältnissen, als die westeuropäischen Fabriken, deren ganze Anlage schon weit weniger Kapital in Anspruch nimmt, als es hier der Fall ist. Der russische Fabrikant muß die meisten Maschinen aus dem Auslande beziehen und hier verzollen; er hat nicht in dem Maße den Vortheil der Arbeitstheilung, wie solches in Westeuropa der Fall ist und die jenen in den Stand setzt, bei günstiger Konjunktur seine Produktion zu vervielfältigen, ohne sein eigenes Arbeitspersonal zu vergrößern. Der russische Fabrikant muß sein Brennmaterial hoch bezahlen und fast alle seine Urstoffe aus dem Auslande beziehen und verzollen, während dem ausländischen Fabrikanten diese in nächster Nähe allezeit in größter Quantität und Auswahl, unverzollt oder mit mäßigem Zolle belastet, zur Disposition stehen, so daß er nur den monatlichen Bedarf sich davon anzuschaffen braucht. In Rußland, wo das Kapital feltener und der Zinsfuß ungleich höher steht, muß der Fabrikant zur Anschaffung seiner Urstoffe ein viel größeres Kapital verwenden, da er nicht jederzeit diese nach Bedarf sich anschaffen kann. Er hat unter der Anstiege zu leiden, daß er sein Fabrikat, meist ohne Wechsel auf lange Termine verlaufen muß und begegnet im feineren Publikum dem Vorurtheile, daß das importirte Fabrikat allemal dem russischen vorzuziehen sei, obgleich jene sehr viel theurer und oft nicht besser als diese sind.

Wenn man daher erwägt, daß die Westeuropäer, namentlich die Franzosen und Engländer in der Lage sind, weniger Kapital auf ihre Fabrikation zu verwenden, ihr Betriebskapital rascher zurückläßt, sie ferner im Stande sind eine günstige Konjunktur in weit höherem Maße durch Arbeitstheilung auszunutzen, ihre Fabrikate stets nur gegen kurze Wechsel zu begeben, die sie dann allezeit wohlfeil verdiskontiren können, so liegt es ja auf der Hand, daß der russische Fabrikant vor der Hand mit diesen nicht ohne hinlänglichen Zoll zu konkurriren vermag.

Was die Lohnerhöhung der Arbeiter betrifft, so weiß ja jeder, der Gelegenheit hat Arbeiter zu beschäftigen, daß deren Tagelohn mindestens im Verhältnisse der Entwerthung des Papierrubels gestiegen ist. In einzelnen Theilen des Reiches, wie z. B. in den Ostseegouvernements, ist der Arbeitslohn seit den letzten zehn Jahren um mehr als hundert Prozent gestiegen.

Wenngleich wir uns auch mit vorstehenden Auslassungen nicht ganz einverstanden erklären können, so haben wir denselben dennoch die Aufnahme in unserem Blatte nicht verweigern wollen, weil es jedenfalls nicht uninteressant ist, in einer so hochwichtigen Angelegenheit möglichst viele Ansichten zu vernehmen.

Die Red. d. „St. P. S.“ — Blutige Zusammenstöße haben, wie der „Porjadok“ mittheilt, an der chinesischen Grenze stattgefunden. Trozdem die Chinesen Altan-Emel und andere Grenzpunkte des Kuldscha-Rayons besetzt haben, so sind doch von ihnen, um die benachbarten Kirgisen in Furcht zu erhalten, eine ganze Reihe von Grausamkeiten gegen die Letzteren verübt worden. Zur Verzweiflung getrieben,

haben darauf die Baidschigeten, Kirgisen und Kysajenzen zwei chinesische Dörfer dem Erdboden gleichgemacht und eine aus 350 Mann bestehende Abtheilung niedergemetzelt.

Der Münzhof hat, wie die „Nowosti“ berichten, vom Finanzministerium den Auftrag erhalten, für das nächste Jahr folgende Prägungen vorzunehmen: 33 Millionen in Halbimperialen, 900,000 Rbl. in Goldmünzen zu drei Rubeln, 700,000 Rbl. in Silbermünzen höherer Probe, eine Million 48. Probe und 300,000 Rbl. Kupfermünzen.

Odeffa. (Zur Charakteristik der Winkel-Advokaten.)

Wir haben, schreibt die „Odeffa“, noch im vergangenen Jahre das Treiben mancher hiesiger Winkel-Advokaten, welche gleich den Blutekeln die in ihre Hände fallenden Klienten ausfaugen, an dieser Stelle beleuchtet. Ein vorgestern beim Friedensrichter des 2. Reviers (Perebinosow) verhandelter, anscheinend geringfügiger Prozeß charakterisirt zur Genüge die Exploitationsgelüste dieser „Abokaten“, wie sie von den russischen Blättern spöttlich genannt werden. Ein gewisser Feldstein, auf der Bolschaja Arnautskaja Straße wohnhaft, wurde nämlich von einem Ausländer wegen Einhaltung eines auf betrügerische Weise entlehnten Betrages von 14 Rubel verklagt. Der Ausländer, der in Folge seiner jüdischen Abstammung von der hiesigen Polizei keinen Aufenthaltschein bekommen konnte, wandte sich, da er selbst der russischen Sprache nicht mächtig, durch Vermittlung eines Bekannten an den Winkeladvokaten Feldstein, damit ihm dieser beim Stadtgouverneur den Aufenthaltschein „ausarbeitete.“ Für dieses „Geschäft“ verlangte F. 30 R. unter dem Hinweife, daß er dem Polizeimeister sowie in der Kanzlei des Stadtgouverneurs dafür Sporteln zu entrichten habe und verpflichtete sich, binnen 2 Wochen dem Klienten den Schein einzuhändigen, widrigenfalls er keinen Anspruch auf Vergütung erheben wolle. F. erhielt nun à Conto 14 Rubel und als nicht nur 2, sondern 4 und 5 Wochen verstrichen waren, ohne daß der Ausländer seinen Paß erhielt, verlangte derselbe sein Geld zurück, wozu sich der Advokat aber nicht verstehen wollte. Bei der vorgestrigen Verhandlung verurtheilte der Richter, den Angeklagten zur Bezahlung der 14 Rubel nebst 4 Rubel Gerichtskosten, die Anklage auf Betrug mußte er jedoch, als ins Bezirksgericht gehörend, zurückweisen.

Odeffa. Eine gefährliche Einbrecherbande fiel einer Notiz der „D. S.“ zufolge dieser Tage der Polizei in die Hände und zwar auf folgende Weise: Der Revieraufseher Piraschkow belauschte in einer Schenke ein Gespräch, welchem er entnahm, daß um 1 Uhr Nachts ein Einbruch in die Herberge der englischen Matrosen am Quarantaine-Hafen geplant werde, und daß die Diebe sich mit Messern bewaffnen, um eventuell bei einer Ergreifung Widerstand leisten zu können. Piraschkow setzte den Pristaw des Alexander-Reviers sofort von dem Gehörten in Kenntniß. Dieser traf nun alle Anordnungen, die Diebe bei ihrer Arbeit zu erwischen, indem er sich persönlich in Begleitung einiger Gehilfen, nachdem er noch vorher die Hafenvache verständigt hatte, nach dem bezeichneten Lokal begab, woselbst sich die Polizisten versteckten. Punkt 1 Uhr wurden Thüren und Fenster von den Strolchen erbrochen, welche jedoch mit Ausnahme eines Einzigen, wie es heißt, des Anführers „Urischka“ trotz der heftigsten Gegenwehr, arretirt wurden. Be-

pen niederzulassen. Den Vorwand dazu habe ich in Kaschau, einem guten Freunde von mir, welcher hier in Garnison liegt — das wird genügen.“

„Kaschau ist, wie sie Alle, ein Sklave, ein Diener der Ungerechtigkeit, ein Henkersknecht!“ rief Gräfin Cofel heftig, klappte ihre Bibel zu und ging mit großen Schritten im Zimmer auf und ab.

„Kehre hierher zurück“, sagte sie dann, „und mache Dir weiter über mein Schicksal keine Sorgen. Ich weiß, daß ich nicht gegen meine Bestimmung ankämpfen, noch Dich in solch' wahnsinnigen Kampf hineinziehen darf; allein Du bleibst doch der einzige Mensch, welcher mir treu geblieben ist. Entweder zur Ehre für Dich oder zu Deinem zukünftigen Heil hat der Herr Deine Geschiede mit den meinigen verflochten. Du mußt jetzt mit mir leiden, allein wenn der Tag des Triumphs gekommen ist, wirst Du mit mir sein und vor Allem Ruhm und Ehre davon haben!“

Zalkita sah ein, daß es schwer war, mit der Gräfin in dem Geisteszustande, in dem sie sich eben befand, ein vernünftiges Gespräch zu führen. Er verabschiedete sich also von ihr, indem er wiederzukommen versprach, und ging bekümmerten Herzens von dannen.

Im Hofe, nächst dem hier befindlichen Brunnen, wartete Kaschau auf ihn.

„Wovon habt Ihr denn mit einander gesprochen?“ fragte er neugierig.

„Ich bin bei der Thüre stehen geblieben und habe vergeblich darauf gewartet, daß sie mir einige Aufmerksamkeit schenke. Es ist ja ganz unmöglich, mit ihr zu sprechen. Sie las eifrig in einer Bibel und war, wie es schien, so in ihre Lektüre vertieft, daß sie die ganze Zeit über mich keines Blickes würdigte. Ich werde eben mein Glück ein andermal probiren müssen.“

„Ich bezweifle aber sehr, daß Ihr dann mehr Erfolg haben werdet als heute“, sagte Kaschau kopfschüttelnd. „Sie sucht und findet jetzt nur mehr Trost in ihrer Bibel — übrigens um so besser für sie! . . .“

Aber wie habt Ihr sie denn sonst gefunden? Hat sie sich gegen früher verändert?“

„Gewiß“, antwortete Zalkita, „wie könnte dem anders sein! Die freie, mächtige Cofel war allerdings eine ganz Andere als die gefangene Cofel. Im Uebrigen hat sie sich noch immer ihre majestätische, Achtung und Ehrfurcht einflößende Haltung bewahrt.“

Zalkita spazierte nun mit seinem Freunde in den Höfen und Gängen des Schlosses umher bis zum Abend, von dem und Jenem plaudernd, und verließ das Schloß erst, als man sich anschickte, die Thore zu schließen, nachdem er Kaschau das Versprechen gegeben hatte, am anderen Tage wieder zu kommen. Er kehrte dann in seine Herberge am Plake in Stolpen zurück.

Kaum waren am nächsten Morgen die Thore geöffnet, ging er wieder nach dem Schlosse, wo Kaschau ihn zum Frühstück erwartete.

Als er einen der Höfe passirte, gewahrte er die Gräfin, welche in ihrem Gärtchen stand. Sie machte ihm ein Zeichen, näher zu kommen. Sie war heute wieder einfach wie gewöhnlich gekleidet, auch der prophetische Ton, den sie Tags zuvor in ihre Worte gelegt, war verschwunden und ein freundlicher Zug lag über ihr Gesicht gebreitet.

„Sieh her“, sagte sie, auf ihre Blumen deutend, „das hier sind meine Adoptivkinder. Meine wirklichen Kinder hat man mir ja geraubt! . . . Welche Grausamkeit liegt darin, einer Mutter ihre Kinder wegzunehmen! In den langen, qualvollen Stunden meiner Gefangenschaft ist es mein einziger Gedanke, mein sehnlichster

Wunsch, sie zu sehen. Sie werden jetzt herangewachsen sein, und wenn man mir sie heute zuführte, so würde ich sie ohne Zweifel nicht wiedererkennen. Ich habe gebeten, gefleht, daß man sie mich, wenn auch nur auf Augenblicke, sehen lasse. . . . Aber ach, es sind ja die Kinder des Königs und nicht die meinen! Sie haben mir geantwortet, daß ich dieselben niemals wiedersehen und daß sie niemals ihre Mutter kennen lernen werden! Ach, nie mehr werden meine Augen diese drei theuren kleinen Geschöpfe erblicken, nie mehr werden meine Arme sie liebend umfassen! Kannst Du ermessen, Naimund, wie sehr mein Herz darunter leidet? . . . Wenn der Allmächtige sie wieder zu sich genommen hätte, so wüßte ich, wo ich sie zu suchen hätte — sie wären im Schooße des himmlischen Vaters geborgen; ihr irdischer Vater aber, mein Todfeind, trennt sie von mir! . . . Der liebe Gott hat mir diese Blumen gegeben — sie lächeln mich nun an Stelle meiner Kinder an. O, wenn ich nur jedem von ihnen irgend Etwas und wäre es auch bloß eine arnigelige Blume, schicken könnte! Sie würden sie aber mit Abscheu von sich werfen, denn sie werden sich von ihrer Mutter fürchten. . . . Man wird ihnen gesagt haben, daß sie gestorben . . . oder daß sie wahnsinnig geworden . . . daß sie eine Töbtsüchtige sei! . . .“

Zalkita fühlte, wie ihm die Thränen in die Augen traten.

Es geschah sehr selten, daß die Cofel von ihren Kindern sprach, gleich als ob das Andenken an dieselben sie mit Entsetzen erfüllte. . . .

(Fortsetzung folgt.)

einem derselben wurde auch wirklich ein Messer vorgefunden, welches er aber zur Vertheidigung zu gebrauchen keine Zeit mehr gehabt hatte. Die gefährlichen Subjekte wurden im Gefängnisse internirt.

Ausland.

Charakteristisch für die Verhältnisse und Regierungsmaximen, die jetzt in Oesterreich herrschen, ist folgender Vorgang: Der Lehrerverein der Stadt Wien hielt vor einigen Tagen eine Versammlung ab, auf deren Tagesordnung mehrere Vorträge standen. Nachdem der erste Vortrag, welchen ein Professor Klir über Rechenmaschinen hielt, zu Ende war, sollte der städtische Lehrer Planer einen zweiten über „nationale Erziehung“ halten. Da erklärte der Vorsitzende, Oberlehrer Stadler, der amwesende Polizeikommissär habe ihm soeben die Mittheilung gemacht, daß die Polizeidirektion den Vortrag verboten habe, „mit Rücksicht auf die diesem Vortrage zu Grunde liegenden Thesen, welche statutenwidrig erscheinen“; nach der Mittheilung des Polizeikommissärs seien alle Stellen beanstandet worden, welche die Pflicht der deutsch-österreichischen Schule die nationale Erziehung zu fördern betonen. Diesem Verbot gegenüber halte sich der Vereinsvorstand, welcher diesen zeitgemäßen Gegenstand auf die Tagesordnung gesetzt, für verpflichtet, darauf hinzuweisen, daß das Thema nicht politischer Natur sei, und daß die Betonung der nationalen Erziehung nicht außerhalb des Rahmens der Statuten falle. Eine Kritik des polizeilichen Verbotes, welche ein Mitglied versuchte, wurde nicht gestattet. Man ersieht aus diesem Vorgange zugleich, wie es um das Vereins- und Versammlungsrecht in Oesterreich bestellt ist. In die rechte Beleuchtung wird die Thatsache erst gerückt, wenn man bedenkt, daß jedem czechischen, polnischen oder slowenischen Lehrer oder sonstigen Fachverein die Hervorhebung ihrer nationalen Sache überall gestattet ist, ohne daß sich die Polizei irgendwie darum bekümmert.

Aus Accra vom 8. Dezember wird die Nachricht bestätigt, daß der Ahantee-König 200 junge, von benachbarten Stämmen geraubte Mädchen hinschlachten ließ.

Bgierz, den 6. Januar 1882.

Schon längst war es meine Absicht, Ihnen einen kleinen Bericht über unser Leben und Treiben zukommen zu lassen, es passiert aber so wenig Interessantes bei uns, daß ich nur wegen Mangel an entsprechendem Stoff mit meiner bescheidenen Korrespondenz zögerte.

Der Berichterstatter einer kleinen Stadt, der seine Urtheile über das gesellige Leben, über das Wetter, über die am Himmel schwebenden Wolken und die darin hängenden Wassergeigen, über die Klatschfucht der N. N., über die Roquette der K. K., über die Klugheit der J. J. etc. mit einer gewissen Schüchternheit zur gest. Ansicht und gütigen Aufnahme in's Blatt, anbietet, hat eine schwere Stellung. Einmal, wie ich schon erwähnte, passiert so ganz wenig, — kein Bankrott, kein Schwindel, kein Todtschlag, nichts Sensationelles, und über das, was etwa noch der Mittheilung werth wäre, muß des Sängers Höflichkeit aus besonderen Hin- und Rücksichten schweigen. Ueber das Wetter immer zu sprechen, ist ein Zeichen von Dummheit, das doch der arme Berichterstatter sich nicht ausdrücken lassen will. In dieser Noth, wo vor Durst nach Neuigkeiten die Zunge fast am Gaumen klebt, sind auch Kleinigkeiten willkommen. Eines der wichtigsten uns bevorstehenden Ereignisse ist, die in Aussicht stehende Gasbeleuchtung. Es wird bei uns darüber schon seit längerer Zeit hin und her debattirt und jedenfalls das Projekt zur Ausführung kommen. Wir haben also wenigstens in einer Richtung „mehr Licht!“ zu erwarten.

Im gesellschaftlichen Verkehr geht es bei uns nicht gerade schlimm; wir hatten bereits einen sehr vergnügten Abend in dieser Saison, die, wenn nichts dazwischen kommt, lebhaft zu werden verspricht. Am Sylvesterabend wurde nämlich flott getanzt und von dem scheidenden Pechjahr so fröhlich, als es ging, Abschied genommen. Sonst herrscht in unserer Stadt wie gewöhnlich vollkommene Stille, wir leben hier friedlich, arbeiten fleißig und erwarten geduldig eine lebhaftere Geschäftssaison.

Am vergangenen Mittwoch hatten wir in der Fabrik des Herrn Reid ein kleines Feuer, das jedoch, Dank unserer stets bereiten Feuerwehr, gleich im Entstehen unterdrückt wurde. Auch in sozialökonomischer Beziehung habe ich einen kleinen Fortschritt zu verzeichnen, man beabsichtigt bei uns ebenso wie in Warschau und auch in Lodz, einen Spar- und Vorschußverein zu gründen, — eine Institution, die recht aufrichtig zu begrüßen und deren schnellste Realisirung zu wünschen wäre.

Es wird in letzter Zeit viel von der persönlichen

Unsicherheit in unserer Gegend gesprochen. Einzelne Fälle von Diebstahl und Schlägereien sind wohl vorgekommen, aber die Gefährlichkeit wurde doch viel zu übertrieben geschildert.

Localberichte.

— Wie wohl wird es den armen Opfern der Warschauer Katastrophe thun, wenn sie erfahren, daß auch die Bewohner der Nachbarstadt Lodz sich beim Anblick des Unglückes nicht theilnahmslos verhalten haben. Alle, welche zu der Wohlthätigkeitsvorstellung, die Herr Tewel veranstaltet hat, ihre Billets kauften und den guten Willen zeigten, zur Linderung des Elends etwas beisteuern zu wollen, haben das Angenehme mit dem Nützlichen verbunden, sich unterhalten und zugleich die Geschädigten unterstützt. Schon der Gedanke, daß es gute Leute giebt, vermag die Gebeugten aufzurichten. Durch die Vorstellung zum Besten der christlichen und jüdischen Familien, welche in Warschau Schaden erlitten, sind eingegangen:

Für gelöste Billets	Nbl. 369	Kop. 87 1/2
an Mehrzahlungen	„ 362	„ 15
Zusammen	Nbl. 732	Kop. 2 1/2
Tageskosten	„ 120	„ —
	Nbl. 612	Kop. 2 1/2

welcher Betrag vom Direktor Herrn J. Tewel dem Unterstützungskomitee in Warschau eingeschickt wurde. Herr Tewel kann befriedigt auf den Erfolg des seinem Wohlthätigkeitssinn entsprungenen Aufrufes zurückschauen.

— Tewel's Theater. Am Donnerstag hat der jugendliche Liebhaber Herr Czartoryski seine Benefiz-Vorstellung. Wir wünschen dem strebsamen und beliebten Künstler von Herzen eine richtige Benefiz-Einnahme und wird das Theaterbesuchende Publikum sicherlich nicht ermangeln, seine Sympathien für den Benefizianten an den Tag zu legen.

— Es will doch gar nicht kalt werden; ein so milder Winter ist noch selten dagewesen. Es scheint aber, daß die Welt eine verkehrte sei, denn die Kälte hat ihren Sitz nach dem Süden verlegt. Während wir dahier uns ärgern über das „Patschewetter“, bei welchem es bald schneit, dann wieder regnet, so daß die Straßen nicht trocken werden, hört man aus den südlicheren Gegenden über große Kälte klagen. In den Alpenländern liegt tiefer Schnee, an der adriatischen Küste ist es bedeutend kälter als hier und aus Madrid theilt ein Geschäftsmann mit, daß er sehr gute Geschäfte in amerikanischen Schlittschuhen mache, denn seit einigen Tagen sei eine neue Eisbahn im königlichen Park eröffnet, wofür selbst die höchste Aristokratie und die feine Welt von Madrid sich am Schlittschuhlaufen beifüge.

Verschiedenes.

— Am 4. Januar wurde im Hamburger Hafen der Postdampfer Gellert zur Abfahrt nach New-York expedirt. Derselbe hatte ca. 50 Kajüte- und 750 Zwischendecks-Passagiere. Eine so große Zahl Zwischendecks-Passagiere ist nach Behauptung Hamburger Blätter noch nie aufgenommen, so lange überhaupt Auswanderung existirt. Unter den Passagieren befanden sich 200 Israeliten, für welche eine eigene Wohnabtheilung und eine köstliche Küche hergestelt war. Den Rest der Zwischendecks-Passagiere bilden fast ausschließlich alleinstehende Personen. Auch das in einigen Tagen von Hamburg nach New-York abgehende Postdampfschiff „Senevia“ ist schon ganz mit Passagieren belegt.

Allerlei.

Einige Kinderaneddoten, wie sie Herr Louis Natisbonne, Delegirter im internationalen Schriftsteller-Kongress in Wien zum Besten gab.

Der kleine Charles hatte die Unart, Nachts, wenn er aus dem Schlafe erwachte, essen zu wollen. Die Mama schalt ihn darüber. „Gourmand!“ rief sie. „Warum fällt es mir nicht ein, in der Nacht zu essen?“ „Weil Du es nicht kannst“, versetzte der Schelm, „denn Du gibst, wenn Du dich niederlegst, die Zähne auf den Nachttisch.“

„Mama, woher kommen die Findelkinder?“ fragte die kleine Schwägerin Amelie ihre Mutter. Diese kam in Verlegenheit und wollte eben dem vorwichtigen Mädchen einen Verweis geben, als Paul der jüngere Bruder Amelien's ausrief: „O, ich weiß es. Die Findelkinder läßt der Storch während des Fluges auf die Straße fallen.“

„Ach, wie gerne wäre ich ein Kanarienvogel!“ rief Robert aus, als eben der Käfig des niedlichen, gelben Zimmervogels gereinigt wurde.

„Warum?“ fragte die Mama. „Etwa, weil Du dann auch Zucker zum Naschen bekäme?“

„O nein, sondern weil ich dann eben so wenig gestraft würde, wenn ich mich im Zimmer — unanständig benehme.“

„Ist der Löwe wirklich der König der Thiere?“ fragte der kleine Henri seinen Papa, als er mit ihm im Pariser Jardin d'Acclimation promenirte.

„Sawohl mein Kind!“

„Was wird dann der arme Löwe anfangen, wenn in der Wüste die Republik proklamirt wird?“

Die Mama der kleinen Hortense beging die Unvorsichtigkeit, in Gegenwart des Kindes Toilette zu machen. „Sch weiß, wozu Du das brauchst“, rief Hortense auf den Cul de Paris zeigend.

„Wozu?“ fragte die Mama verschämt.

„Damit Du es weniger spürst, wenn Papa Dich haut.“

Telegramme.

St. Petersburg, 9. Januar. Bei einer der Eisenbahngesellschaften wurde ein Defizit im Grundkapitale entdeckt. — Die Garnison von Achal-Tekin wird um 6 Bataillone verstärkt.

St. Petersburg, 9. Januar. Aus Irkutsk wird telegraphirt, daß der Kapitän eines Wallfischfahrers auf der zweiten Schaluppe des Schiffes „Jeanette“ Leichen gesehen habe.

St. Petersburg, 9. Januar. Vom Ministerium des Innern wurde ein Beamter nach Warschau delegirt, um den Grund der vorgefallenen Straßenkrawalle zu erforschen.

St. Petersburg, 10. Januar. Die 2. Abtheilung des 3. Departements des Senates ist aufgelöst.

St. Petersburg, 10. Januar. Das Briefporto soll im laufenden Jahre von 7 auf 6 Kopeken ermäßigt werden.

Wien, 9. Januar. Die Regierung befürchtet zum Frühjahr einen Aufstand in der Herzogowina.

Paris, 9. Januar. Am Jahrestage des Todes Blanqui's versammelten sich auf dem Friedhofe Père Lachaise gegen 1200 Kommunisten, die wegen ihren aufreizenden Reden von der Polizei zerstreut wurden. 40 Personen wurden dabei verhaftet. In dem Getümmel fielen einige Revolverkugeln, die indeß glücklicherweise Niemanden verwundeten.

Coursbericht.

Berlin, den 10. Januar 1882.

100 Rubel = 210 M. 80
Ultimo = 211 M. —

Warschau, den 10. Januar 1882.

Berlin	47	65
London	9	62
Paris	38	60
Wien	81	80

Die Verwaltung der Lodzer Fabrikbahn macht bekannt, daß vom 1. (13.) November v. J. ab folgender Fahrplan eingeführt wurde:

I. Abfahrt der Züge von Lodz:

Nr. 2 um 5 Uhr 35 Minuten früh	
„ 8 „ 7 „ 25 „	„
„ 4 „ 1 „ 5 „	Nachmittags.
„ 6 „ 5 „ 40 „	Abends.

II. Ankunft der Züge in Lodz:

Nr. 1 um 10 Uhr 10 Minuten früh	
„ 3 „ 4 „ 5 „	Nachmittags.
„ 7 „ 8 „ 25 „	Abends.
„ 5 „ 10 „ 25 „	„

Dabei werden wie bisher bei den Zügen Nr. 8 und Nr. 3 eines Tages und bei den Zügen Nr. 4 und Nr. 7 des folgenden Tages Waggons für die Arbeiter kuriren, welche auf Billete III. Klasse zu ermäßigten Preisen fahren.

Diese Billete werden nur in der unmittelbaren Kommunikation nach den Stationen der Warschau-Wiener Eisenbahn, namentlich an Montagen, Mittwochen und Freitagen zum Zuge Nr. 8 nach Petrikau, Granica und Sosnowice, an Dienstagen dagegen, Donnerstagen und Samstagen zum Zuge Nr. 4 nach Warschau und Skierniowice verkauft werden. Diejenigen, welche solche Billete kaufen, haben auf der Station Koluski auf den entsprechenden Arbeiterzug der Warschau-Wiener Bahn gegen 3 Stunden zu warten.

